

Zuzug im Barnim

Serie Chance oder Überforderung? In sechs Episoden reist die MOZ durch den Landkreis und schaut, wie sich die Region um Eberswalde und Bernau entwickelt hat und entwickeln wird. *Von Markus Pettelkau*

Der Landkreis Barnim – nordöstlich an Berlin grenzend, ist mehr als 30 Jahre nach der Wende eine aufstrebende Region. Seit 1993 ist der Landkreis um knapp 40.000 Menschen gewachsen. Und das Wachstum geht weiter. Baugebiete entstehen, die Nachfrage nach Wohnen ist da. Auf der anderen Seite steigen Miet- und Grundstückspreise, die Schulen und Kitas platzen aus allen Nähten, es wird immer schwieriger Facharzttermine zu bekommen. Wo Sonne ist, da ist auch Schatten. Doch was überwiegt? Darum geht es hier in sechs Episoden unter dem Titel „Zuzug – Chance oder Überforderung?“.

Seit einem Vierteljahrhundert beobachtet Britta Gallrein die Situation hier vor Ort. Die MOZ-Redakteurin zog 1997 in die Region. Die gebürtige Bergisch-Gladbacherin kam nach dem Studium in Siegen eher zufällig hierher. Aus dem tiefsten Westen in den tiefen Osten – Was heute wahrscheinlich rein vom äußerlichen nicht mehr so wirklich auffällt, war damals noch ein Kulturschock.

Kein schöner Eindruck

„Der erste Eindruck war ehrlich gesagt alles andere als schön“, erinnert sich Britta Gallrein. „Ich habe zuerst in Eberswalde gewohnt, im Brandenburgischen Viertel. Das war ein harter Unterschied zu meinem vorherigen Leben. Ich kam aus einer Vorstadt von Köln, wo es etwas gediegener zugeht und das Brandenburgische Viertel war schon hart.“ Hinzu kam, dass das erste, was sie über Eberswalde erfahren hat, als sie recherchiert hatte, der Mord an Amadeu Antonio war. „Deshalb hatte man schon nicht die besten Bilder im Kopf. Und dann war da dieses Viertel, wo auch wirklich sehr viele Menschen rumliefen, wo ich dachte Oh Gott oh Gott. Man sah dort Glatzen und Springerstiefel und jedes Klischee wurde erfüllt. Aber nach einiger Zeit merkt man dann, dass dies nur die Oberfläche ist, dass der Großteil der Menschen unheimlich nett und aufgeschlossen ist.“

Man konnte aber sehen, dass es der Stadt nicht gut ging. An vielen Ecken war lange nichts passiert. „Wenn ich heute nach Eberswalde fahre, dann kann ich das kaum wiedererkennen. Es hat sich so viel getan seitdem“, sagt sie. Nach zwei Jahren zog Britta Gallrein damals nach Bernau. Dort sah es nicht ganz so trist aus, aber auch hier war vieles baulich nicht auf dem neusten Stand Ende der 90er. Es war zum Teil eine Melange aus Grautönen, resümiert sie. „Wenn man dann noch weiter in Richtung polnische Grenze gefahren ist, hatte man das Gefühl, der Krieg ist hier erst seit kurzem vorbei. Aber auch hier hat sich einiges getan. Man hat Geld in die Hand genommen und es sinnvoll eingesetzt.“

Das Wachstum und die Veränderung, die die Region seit jeher durchmacht, bemerkt man dabei eher nebenbei, sagt sie. „Es sei denn, man wohnt unmittelbar neben so einem Baugebiet“, so die Ladeburgerin. Als sie in den Bernauer Stadteil zog, war es ein kleines Dörfchen, mittlerweile gibt es hier kaum noch Bauplätze. „Auch wenn das meiste im Hintergrund passiert, merkt man, dass es voller wird, dass die Stadt wächst.“

Und genau daran scheiden sich die Geister. Wieviel Zuzug darf es sein? Klar, mehr Leute beleben die Stadt, bringen Steuereinnahmen und kaufen hier ein. Wirtschaftlich wirkt das erst einmal wie ein großer Glücksfall. Allerdings muss dafür auch die Infrastruktur geschaffen werden. Mehr Leute bedeuten mehr Verkehr und auch mehr Kinder, die Kita- und Schulplätze benötigen. Da



Block der Schande abgerissen: Auf dem Areal des alten Finanz- und Arbeitsamtes in Finow wird eine neue Schule gebaut.

Archivfotos (3): Thomas Burckhardt

das richtige Maß zu finden ist nicht einfach.

„Ich glaube, es ist immer so ein Spagat zwischen Wohnraum schaffen, der benötigt wird, durch den Mietdruck in Berlin; aber man darf auch nicht zu viel machen. Das ist hier ein heiß diskutiertes Thema. Es gibt viele Menschen, die glauben, dass man langsam aufhören müsse. Dass Bernau langsam zu groß wird“, sagt sie. Die Befürchtungen könne sie verstehen, aber sie sieht auch die Bemühungen der Stadt, die Situation zu händeln.

Ist Bernau schon überfordert?

Die Frage, die sich irgendwann nach einer längeren Wachstumsphase stellt: Ist die jeweilige Stadt damit überfordert? Britta Gallrein sieht in Bernau eindeutige Anzeichen dafür. „Viele junge Familien sagen, dass sie keine Kita-Plätze finden. Es gibt den Druck bei den Ärzten. Vor allem Fachärzte fehlen. Ich finde es schon richtig, dass die Stadtverordnetenversammlung in Bernau entschieden hat, erst einmal keine neuen Projekte zu beginnen.“

Das Klima einer Gemeinde, eines Ortes oder einer Stadt hängt auch immer davon ab, wie sich die Neubürger in das Stadtleben, in den Alltag integrieren. Ob das in Bernau klappert? Schwierig zu bewerten, glaubt Britta Gallrein. „Ich kenne beide Fälle. Es kommt wohl darauf an, welcher Intention man herzieht. Es kommen viele Familien mit kleinen Kindern



Britta Gallrein: Seit 25 Jahren arbeitet die Bernauerin für die MOZ.

Foto: MOZ



Steffi Schneemilch: Die Eberswalder Kommunalpolitikerin ist in der Region aufgewachsen.

her und die haben es wahrscheinlich leichter sich einzugewöhnen. Wenn die Kinder dann auch Spielkameraden hier haben, identifiziert man sich wahrscheinlich leichter mit der neuen Heimat.“

Von dem Punkt, wo Bernau jetzt steht, ist Eberswalde noch ein Stück entfernt. Die Stadt wächst nach dem Ausbluten in den 90ern langsam wieder und auch die Auswirkungen sind zu spüren. Die Mietpreise bei Neuvermietungen sind allein in einem Jahr um 13 Prozent gestiegen. Einige Ruinen, die jahrelang das Stadtbild geprägt haben, sind verschwunden. Es sind zwar immer noch Ruinen da, aber wer Bilder von früher sieht, erkennt die Stadt kaum wieder. In der Alten Brauerei zwischen Marktplatz und Bahnhof tummeln sich Leute beim Einkaufen und Essen, das

ehemalige Finanz- und Arbeitsamt in Finow ist endlich abgerissen worden. Hier kommt eine neue Schule hin. Auch die alten Kasernenanlagen in der Breitscheidstraße sind weg, hier soll ein neues Wohngebiet entstehen. Wenn man sich die Entwicklung der Mieten und Grundstückspreise anschaut, dann schwant einigen Eberswaldern aber Böses.

Aus der Sorge, dass junge Leute wegziehen, weil sie kaum Arbeitsmöglichkeiten finden, wird bei einigen Eberswaldern die Sorge, dass junge Leute wegziehen, weil sie kaum bezahlbaren Wohnraum finden könnten. Kaum zu glauben, wenn man mal 20 oder 25 Jahre zurückblickt. Eberswalde galt als braune Stadt, der Mord an Amadeu Antonio war lange Zeit mit Eberswalde verbunden. Es gab Massenarbeitslosigkeit und kaum Hoffnung auf Besserung. Und heute gilt Eberswalde als grünes Idyll.

Steffi Schneemilch ist in Lichterfelde bei Eberswalde aufgewachsen, allerdings aus einem anderen Blickwinkel. Mit 19 Jahren zog sie zum Studium nach Thüringen, kam aber bereits kurze Zeit später wieder zurück – um in Berlin zu arbeiten und in Eberswalde zu wohnen. Ihre Jugend in den 90er Jahren hat sie rückblickend positiv in Erinnerung. Der Ruf, den die Region um Eberswalde hatte und bei einigen Außenstehenden teilweise immer noch hat, sei ein hartes Urteil, sagt sie. „Mich trifft das wirklich ins Herz, weil mir dieses Bild, als ich weggezogen bin, auch von außen geschildert wurde.“ Es gab in Eberswalde mehr als nur die braune Szene, die das Bild nach außen geprägt hat.

Klar, wer Eberswalde nur peripher kennt, hat eine andere Sicht,

als jemand, der die Stadt als Heimat begreift. Wer von hier kommt, hat seine Freunde hier, seine Familie, viele schöne Erinnerungen. Und gerade, wenn man dann doch einmal wegzieht, merkt man ganz oft, was man eigentlich am alten zu Hause hatte. So war es auch bei Steffi Schneemilch, als sie für ein Jahr nach Thüringen zog. „Ich habe in der Zeit sehr zu schätzen gelernt, woher ich komme. Nicht nur die Menschen, auch den naturnahen Charakter. Wir leben hier umgeben von Seen, das gibt es in Thüringen nicht. Das ist eine andere Freizeitkultur. Wenn man erst einmal die Nähe zum Wasser schätzen gelernt hat, vermisst man das sehr.“ Allerdings merkt man auch, wie sich die Heimat verändert. Viele ihrer Freunde gingen weg, erzählt Steffi Schneemilch. „Wenn man jemanden treffen wollte, musste man sich schon gezielt verabreden.“

Trotz der vielen positiven Erinnerungen: Dass die Zeiten, insbesondere in den 90ern, auch hart waren, will sie gar nicht verhehlen. Kann Steffi Schneemilch auch gar nicht, sie hat es ja hautnah miterlebt. Denn auch, wenn man als Kind nicht alles begreift, was passiert, bleiben einige prägnante Erinnerungen immer da. „Natürlich kenne ich diese begleitenden Besuche beim Arbeitsamt. Das ist ja das, was viele Menschen meiner Generation aus der Region enorm geprägt hat. Ich habe innerlich Hurra gerufen, als es im Kreistag hieß, dass dieses Gebäude abgerissen wird und dort eine Schule hinkommt. Das zeigt wunderschön die Entwicklung, die in Eberswalde über viele Jahre stattgefunden hat.“

Wie oft sie mit ihrer Mutter dort war, weiß sie nicht mehr, aber die Besuche waren prägnant. „Diesen verschwitzten Zettel in der Hand zu halten, auf dem eine Nummer steht. Und diese Nummer hatte noch gar nichts mit der Nummer zu tun, die als nächstes dran war. Und diese vielen Menschen auf den Fluren – das ist immer noch in meinem Kopf.“

Wie hart die Zeit war und wie es die Stadt geschafft hat, zu einem beliebten Zuzugsort zu werden – darum geht es in der zweiten Folge der MOZ-Serie „Zuzug – Chance oder Überforderung?“. Im Laufe der Serie blicken dabei auch nach Bernau und sprechen auch hier mit Beobachtern und Gestaltern, wie sich der Zuzug auf die Region auswirkt. Die Serie können Sie auch als Podcast verfolgen.



Landkreis Barnim: Die Region bietet eine wasserreiche Natur, wie hier am Werbellinsee. Viele Menschen ziehen hierher, doch das war nicht immer so.